

Sommer

In Doberig zog der Sommer ins Land. Das klang falsch, klang nach Flachland, wo man Fremde oder lange Zeit Vermisste als kleine Punkte auf der Landstraße näherkommen sieht, aus endloser Ferne. Der Fremde oder nach langer Zeit Heimkehrende erblickt vom heimatlichen Dorf als Erstes die Spitze des Kirchturmes. In solch einer Gegend kann der Sommer ins Land ziehen, wie auch in Bad Kleenheim, zumindest aus einer Richtung, aus der Ebene im Südosten. In Doberig zieht der Sommer nicht ins Land. Das geht nicht, weil es anstelle von Land nur hunderterlei völlig unterschiedliche Orte gibt, jeder Ort mit seiner eigenen Zeit, seinen eigenen Pflanzen oder keinen, seinem eigenen Sonneneinfallswinkel, seiner eigenen Luft, verschieden in Dichte, Feuchtigkeit und Bewegung, da dünn, dort noch dünner, da immer feucht, dort gelegentlich trocken, da immer in Bewegung, wie über den schäumenden Wassern der Klamm, anderswo zeitweise, zumindest den Moment

zwischen Fallwind und Aufwind, regungslos, an der Stirn heiß, im Rücken kalt.

In Doberig zieht der Sommer nicht ins Land, er kriecht vorsichtig aus seinen Verstecken, in denen er den langen Winter überdauert hat, und das zu ganz unterschiedlichen Zeiten. Auf der Schattseite etwa, wo die Lawine liegt, um ein drastisches Beispiel zu nennen, kann der Sommer, gerade bevor es wieder zu schneien beginnt, einmal kurz die Augen aufschlagen, sich vergewissern, dass es Doberig noch gibt, und dann wieder auf Schlaf umschalten. Am Zickzack-Weg an der Kante zum Absturz in die Klamm, wo neben der Schneewächte als Erstes das vom Schnee freigeblasene Stück Trockenrasen sichtbar wird, kann man schon im April, wenn man sich hinkniet – Vorsicht, die kostbare Milch in der Kanne! – zwischen den gelb gewordenen Grashalmen des Vorjahres winzige grüne Spitzen sehen, mit denen der Sommer sich ans Licht tastet. An anderen Orten, wie an der steilen Wiese vor und neben Tante Annas Futterhaus, ausgenommen den Fleck, wo Veits Schneeberg stand, schickt der Sommer eine große Zahl kleiner Teleskope aus dem Boden, um die Lage zu überprüfen. Für ein Kind, das die Luftkämpfe über Bad Kleinheim erlebt hat, sieht es aus, als schöben sich Maschinengewehrpatronen aus dem glitzernassen Boden. Für Martha hingegen sind sie nichts als die ersten „Engesblimlen“, Engelsblumen, die Mutter *Frühlingskrokus* nennt. Steif stehen sie da, oben abgerundet und verschlossen, sodass der Schnee,

der sicher noch einmal kommt, sie nicht umstoßen und zu Boden drücken kann. Schmilzt der Schnee, tauchen sie daraus genauso auf wie zuvor aus dem nassen Boden.

Früher einmal, zu Zeiten der Hutfabrikanten in Laibach, Lemberg und Sankt Petersburg, kam mit den „Foschtginern“ auch das Wort *Sommerfrische* ins Tal, für die Einheimischen ein Synonym für *Nichtstun*, *Sich-bedienen-lassen*, und das, wenn ohnedies Not am Mann war, weil das Heu eingebracht, das Korn geschnitten und auf die Trockengerüste (*Herpfen* genannt) geschlichtet werden musste. Der Flachs musste gebrechelt, gewässert und in die Sonne zum Bleichen ausgelegt werden. Die Sommerfrischler aber wollten nichts als auf dem Sölder in der Sonne sitzen oder Spaziergänge machen, einfach so, ohne Sense oder Heugabel.

Das war jetzt nach dem Endsieg (der anderen) und dem (eigenen) Zusammenbruch wieder anders. Obwohl nicht alle vermissten Männer, Väter und Söhne heimkehrten, waren die französischen Kriegsgefangenen nach Hause gefahren, viele Bäuerinnen allein im Stall und auf dem Feld. Veit denkt vor allem an den einen Franzosen, der nach dem Endsieg oder Zusammenbruch auf dem Bretterstoß neben der Milchablieferstelle gesessen war, in Sichtweite des Kriegerdenkmals, und auf seiner Mundharmonika etwas spielte, in dem eine fremde Ferne, oder ferne Heimat anklang, wie im Schrei der gerade eingetroffenen Schwalben, die im Rhythmus dazu den Kirch-

turm umkreisten. Immer wieder, sein ganzes Leben lang, würde er daran denken müssen, wie er das Ansinnen des Mannes, aus dessen Augen die Zuversicht auf ein neues Leben blitzte, mit ihm vor dem Kriegerdenkmal in den Frieden zu tanzen, erschrocken abgelehnt hatte und nach Hause gerannt war. Es sind solch unwiederbringliche Augenblicke menschlicher Begegnungen mit Fremden, wird Veit später einmal denken, die mehr (Gewicht) hinterlassen können als zehn Jahre Ehe. Mag sein, dass die Nähe großer tragischer Ereignisse seine vielleicht angeborene Neigung, bestimmte Erlebnisse zu überhöhen, verstärkte, denn es kann nicht anders als eine große Tragik gesehen werden, dass das Schiff mit den Kriegsgefangenen aus Tirol heim nach Frankreich nördlich von Korsika in einen Sturm geriet und sank. Veit aber wird weiter das Spiel der Mundharmonika hören, begleitet von den Schreien der Schwalben aus Afrika. Und er wird bis ans Ende seiner Tage den Mangel an sich spüren, den einzigen Freudentanz in den Frieden versäumt zu haben.

Sommer in Doberig, vier davon hat er erlebt, zusammen ein einziger Sommer im Gebirge, kurz, aber ohne Ende. Er begann mit dem *Hauptsache es ist Friede*, wie Mutter in ihrem Feldpostbrief 120 schrieb. Doch auch dazu brauchte sie die Anleitung der Soldaten, die mit verschwitzten Socken auf dem Sölder von Tante Annas Haus saßen. Friede, in Doberig, ja, aber nur deshalb, weil der Krieg nie bis Doberig gekommen war. Draußen, weit weg vom Tal der Ahnen,

weit weg freilich nur für die, die das Tal nie verlassen hatten und nicht wussten, wie nah es „der Welt“ war, wütete die Gewalt weiter, schwollen die Ströme von Blut noch einmal über alle Maße an. Dort draußen, an der Brücke über die Drau, begann der Friede mit einer Orgie des Tötens.

Im Tal seiner Ahnen floss nur das Wasser der Gletscher und des geschmolzenen Schnees. Von den Dächern leuchteten wieder die grauen Schindeln und bemoosten Findlinge. Von der Lage roten Schnees – Tante Annas böses Omen – war außer Erinnerung nichts geblieben. Sie und ihre Töchter säten Gerste und Roggen, pflanzten Erdäpfel, und neben dem Fütahaus wuchsen bald die blaugrünen Stängel des Mohns in die Höhe. Später lag auf der Wiese in der Hirbe das geschnittene Gras zum Trocknen aus. Auch Veit legte ein großes Tuch aus, raffte von dem zusammengerechten Heu einen Haufen zusammen, schlug das Tuch zusammen und nahm die vier Zipfel in die rechte Hand, um das Bündel zu schultern. Bauer zu sein, dachte er, schenke ein erfülltes Leben. Aber als Bauer wurde man geboren, auf dem Boden des Vaters. Sein Vater besaß keinen Boden. Mutters Vater, auf Bauernboden geboren, da drüben, in Sichtweite, wenn nicht Rufweite von Großtantes Fütahaus, sollte kein Bauer werden. Denn als letztes von acht Kindern war Großvater, und somit seine Nachkommen, vom Leben eines Bauern ausgeschlossen. Er war Professor geworden, wie seine Tochter auch, und Veit entbehrte jeder Ahnung, was er einmal werden

könnte. Jeder Meter bebaubaren Bodens im Tal war seit Jahrhunderten vergeben, vererbt und zerstückelt in oft lächerlich kleine Flecken. Was nicht bebaut wurde, der weitaus größere Teil der Talschaft, war zu steinig, zu schattig oder zu hoch gelegen, dass außer Pilzen und Beeren etwas Essbares darauf hätte wachsen können. Und auch um Pilze und Beeren wurde mit allen Tricks gekämpft. Da konnte Veit mitkämpfen und tat es nach Kräften.

Tante Annas Wiese in der *Hirbe* (keltisch für ‚sumpfiger Boden‘, so der Chronist Kroll später, denn jetzt war er gerade erst aus den Windeln) war nicht klein, aber der Boden schlecht, das Gras schütter und niedrig. Beim Fütahaus, unweit des Misthaufens war der Boden besser. Der Mohn wuchs dort erstaunlich rasch in die Höhe, und eines Tages sah es aus, als säße auf jeder einzelnen Pflanze ein großer Schmetterling, weiß und blau, wie die Blüten der Engelesblimlen, aber ohne deren Form von Patronen, (die beim Erscheinen der Sonne platzten, dass es aussah, als hätte das abgefeuerte Projektil den Rand seiner Hülse zerfetzt). Unter jedem sich im Wind wiegenden Schmetterling schwoll eine türkisgrüne Kugel an, immer mehr, auch nachdem die Schmetterlinge verschwunden waren, nein, nicht abgeflogen, sondern Flügel für Flügel zu Boden gesegelt, wo sie sich zu Würmern einrollten, als wollten sie sich in der Erde verpuppen. Wo die Flügel angewachsen gewesen waren, zeigte sich jetzt ein dünner, mit scharfen Zacken versehener Kreis, und noch später tat sich unter jeder Zacke

eine winzige Lücke auf. Dort rieselten, hielt man die allmählich trocken und gelblich braun gewordene Samenkapsel schräg oder kopfüber und schüttelte sie, schwarzblaue Kügelchen hervor, die man vor Weihnachten benötigte, um den Plattelstock zuzubereiten. Den hohen Stoß aus in Fett herausgebackenen Teigfladen, verbunden durch je eine Schicht aus gekochtem und mit Zucker vermischem Mohn, kannte Veit aus dem Winter in Tante Annas Haus. Aber im Spätsommer, im Feld versteckt kauern, die kleinen Kügelchen aus den Rillen von Marthas erhitzter Hand mit der Zunge abzuschlecken, war etwas ganz anderes.